

»Na, ich nicht.« Sie schob sich drei Kekse in den Mund. »Ich weiß, wie ich heiße.«
»John ... John-Marlon«, stotterte John-Marlon. »Und du?«
»Wind«, sagte das Mädchen. »Hör mal, John-John-Marlon, wie kommt es, dass du rosa Blütenblätter mit dir herumträgst?«
»Tue ich das?«
Sie hob ein Blütenblatt vom Boden auf. »Das muss von dir abgefallen sein.«
»Ist wahrscheinlich im Urwald an mir hängen geblieben.«
»Nein«, sagte sie und schüttelte den Kopf, dass die braunen Wellen nur so flogen.
»Diese Sorte Blüten gibt es nicht in meinem Urwald. Und glaub mir, ich kenne sie alle.«
Sie klopfte auf ein anderes Buch, eines mit einem fleckigen Ledereinband. »Ich habe von jeder Pflanze hier ein Blatt und eine Blüte gesammelt, sie gepresst und bestimmt. Diese rosa Dinger haben wir nicht. Sie muss von draußen kommen.«
»Ja ... kann sein ...«, nuschelte John-Marlon an einem Keks vorbei. Er war ziemlich hungrig nach der Urwaldwanderei. »Obwohl ich nicht weiß, wann ich heute an rosa Blumen vorbeigekommen wäre ... außer denen.« Er nickte zu den Seerosen hin, die jetzt in einer roten Emaille-Teekanne standen. Ihre Blütenblätter sahen eindeutig anders aus als das, das Wind vom Boden aufgehoben hatte.



»*Nymphaea pygmaea rubra*«, sagte sie. »Rote Zwergseerose. Ich kenne sie alle, mit Vor und Nachnamen. Mit dieser Blume da ... bin ich nicht bekannt. Und heute Mittag lagen ihre Blütenblätter noch nicht auf meinem Fußboden.« Sie legte den Kopf schief, als würde sie intensiv lauschen. Auf Schritte von jemandem, der rosa Blütenblätter verteilte. Doch man hörte nur den Regen aufs Dach prasseln.

»Und du wohnst *immer* hier?«, fragte John-Marlon. »Auch im Winter?«

»Ich habe ja meinen Ofen«, sagte Wind. »Und jede Menge Felle dahinten im Schrank. Im Winter ist es hier manchmal eine Eiswüste. Die Antarktis. Oder die Arktis. Man kann Schneehasen treffen oder Eskimos. Einmal hatte ich Eisbären auf dem Tümpel. Es ist jeden Tag anders. Du solltest es im Frühjahr sehen.« Sie sprang auf, nahm die Teekanne und zwei Tassen und goss ein. »In den ersten warmen Tagen, wenn der Schnee geschmolzen ist. All das kleine grüne Zeug, das dann wächst wie wild ... Einmal war da draußen eine Alm. Mit Enzian. Und Kühen.«

John-Marlon sah die Teetasse an, die Wind ihm reichte. »Aber das ... ist das Wasser von den Seerosen!«

»Ach was, das ist kalter Zitronentee«, sagte Wind. »Ich habe die Seerosen hineingestellt. Die sollen auch mal was Gutes kriegen. So, John-John-Marlon. Und warum bist du hier?«

»Weil, na ja, ich glaube, weil mein Vater keine Zeit hatte«, antwortete John-Marlon leise, nahm seine Brille ab und putzte sie ausführlich mit dem Ärmel. Aber man kann keine Brille ewig putzen, und irgendwann musste er sie wieder aufsetzen. Da sah er Wind durch die Gläser an, das schönste Mädchen der Welt, und seufzte, und dann erzählte er ihr von dem ganzen Tonnentag, von den Sportwettkämpfen und dem Fußball und seinen Eltern. Sie hörte zu, ohne zu unterbrechen, nur ab und zu streichelte sie eine Katze, die sich auf ihrem Schoß eingefunden hatte.

»Und du?«, fragte er schließlich. »Warum bist du hier? Wo sind deine Eltern und ...« Der scharfe Blick ihrer glänzenden dunklen Augen ließ ihn verstummen.

»Es gibt Dinge«, meinte Wind bedächtig, »die sollte man nicht fragen.«

Die Katze sprang von ihrem Schoß und verschwand irgendwohin, und Wind nahm einen kleinen alten Wecker von einem Regal und sah darauf. Die bronzefarbenen verschnörkelten Zeiger zeigten Viertel vor zwölf. »Dann ist es jetzt Viertel vor sechs«, meinte Wind. »Sie geht sechs Stunden vor.«

John-Marlon schüttelte verwundert den Kopf. Er hatte gar nicht gemerkt, wie die Zeit vergangen war.

»Warum stellst du sie nicht?«, fragte er.

»Man muss doch mit dem Rechnen irgendwie in Übung bleiben, wenn man alleine lebt.« Sie zuckte die Schultern. »Es regnet nicht mehr, hast Glück. Du musst gehen.«

»Ja?« John-Marlon stand widerstrebend auf. »Warum?«

»Es gibt Dinge ...«, begann Wind. »Ab sechs muss ich alleine hier sein. Komm nächstes Mal früher. Dann kann ich dir was zeigen. Ein Geheimnis.«

Als John-Marlon zusammen mit dem Mädchen Wind den tunnelartigen Pfad zum Loch im Zaun zurückging, glaubte er kurz, hinter ihnen Schritte zu hören, menschliche Schritte. Doch dann waren sie fort und vielleicht nie da gewesen.

Vor der Bretterwand packte Wind John-Marlon plötzlich am Ärmel. »Du erzählst doch keinem von ... dem hier?«

John-Marlon schüttelte den Kopf, und Wind nickte beruhigt.

Behutsam strich sie über ein mehrfingriges Blatt voller roter Adern. Ein Regentropfen glitzerte darauf wie ein perfekt geschliffener Edelstein. »Es ist wunderschön hier«, flüsterte sie. »Wie ein Bild von Rousseau. Aber dies ist mein letzter Sommer im Urwald. Nach dem Sommer wird es kein Mädchen Wind mehr geben. Und das alles ... auch nicht mehr.«

»Warum?«, fragte John-Marlon bestürzt, und zum ersten Mal begriff er, was das Wort »bestürzt« bedeutete, er fühlte sich, als würde er aus etwas herausstürzen. Aus einem wundervollen Bild, das eben noch wirklich gewesen war.

»Geh jetzt«, wisperte Wind. »Geh jetzt, John-Marlon. Und wenn du willst, komm morgen um drei.«

Damit drehte sie sich um und verschwand im Unterholz.

Und John-Marlon teilte den Vorhang aus Knöterichranken, kroch durch die Bretterwand und stand wieder in der juniabendwarmen Berliner Seitenstraße.

Nur irgendwie war gar nichts so wie zuvor.

Am Ende der Straße hielt er bei dem kleinen Laden mit der rot-weißen Sonnenblende an. Es war ein Spätkauf, so ein Gemischtwarenladen, der auch nachts offen hat, winzig und vollgestopft mit allem Möglichen: Wasserflaschen, Handykarten, Rubbellosen, Keksrollen, Zigarettenpackungen, Bierdosen, Obstauslagen, Fladenbrot in einer leicht staubigen Glasvitrine. Daneben gab es eine Theke, die man vermutlich wegklappen konnte, um dahinterzukommen, und dort stand ein alter Herr mit einem grauen Schnauzbart und Brille. Vielleicht, dachte John-Marlon, sollte er sich später auch einen Schnauzbart stehen lassen, vielleicht würde das die Brille besser machen.

Der Herr mit dem Schnauzbart las im Stehen eine bunte Fernsehzeitschrift und offenbar gleichzeitig ein leinengebundenes kleines Dünndruckbuch und sah von beiden

auf, als John-Marlon den Laden betrat und eine kleine Ladenglocke klingelte.

»Haben Sie Cola?«, fragte John-Marlon, der sich plötzlich unendlich durstig fühlte. Hatte er wirklich in einem Bauwagen Zitronentee mit Seerosen-Kompost-Geschmack getrunken? Oder hatte er sich das alles nur zusammengeträumt?

»Cola. Ich fürchte, nein«, erwiderte der Schnauzbartmann, in einer kleinen Kühltruhe wühlend. »Limca hätte ich. Das ist die indische Variante von Cola. Nein, eigentlich von Zitronenlimonade. Nur mit weniger Zitrone und mehr künstlichen Zusatzstoffen.«

John-Marlon zuckte die Achseln und legte zwei Euro auf die Theke. Die silbrige Geld-auffang-Schale hatte die Form eines Elefantenohrs. Der Mann zwirbelte nachdenklich seinen Bart und gab John-Marlon ein paar Münzen wieder. Dann sah er aufmerksam zu, wie John-Marlon trank.

»Etwas bitter, hm? Manche sagen, das Zeug schmeckt nach Seerosenstielen.«

John-Marlon verschluckte sich und hustete, und der Schnurrbärtige beugte sich über die Theke und klopfte ihm auf den Rücken. »Alles in Ordnung?«

John-Marlon kniff die Augen zusammen. »Wer ist eigentlich Rousseau?«, fragte er leise.

»Ein Maler«, antwortete der Schnurrbärtige. »Lange tot. Fragst du wegen des Kalenders?«

Er deutete zu einem der Regale, und daran hing wirklich ein Kalender. Ein Kalender mit dem gemalten Bild eines wunderschönen Dschungels, in dem eine nackte Frau sich auf einem Sofa aalte, während dahinter ein Tiger aus dem Dickicht sah, der sich vielleicht mit ihr unterhalten wollte.

»Glauben Sie, dass der Tiger echt ist?«, fragte John-Marlon. Natürlich meinte er den Tiger hinter dem Bretterzaun, den Wind erwähnt hatte.

»Das kommt ganz auf den Standpunkt der Betrachtung an«, sagte der Mann mit dem Schnauzbart.

Sequoiadendron giganteum

Riesenmammutbaum

Der Abend war so warm, dass sie bei offenem Fenster in der Küche aßen.

John-Marlon hatte den Tisch gedeckt und das Brot geschnitten. Als er die kleinen Tomaten betrachtete, die auf einem Teller lagen, kamen sie ihm beinahe exotisch vor. »Haben Tomaten eigentlich noch einen anderen Namen?«, fragte er.

»Einen anderen Namen?« Seine Mutter runzelte die Stirn, was ihr Gesicht noch müder aussehen ließ als ohnehin. Sie hatte den Kopf in eine Hand gestützt und rührte mit der anderen in ihrer Teetasse. John-Marlon hatte auch den Tee gekocht.

Weil ich jemanden kennengelernt habe, der Pflanzen andere Namen gibt, die viel schöner klingen, wollte John-Marlon antworten, aber dann sagte er nur: »Ach, bloß so.«

Er sah, wie sie ihren Nacken massierte, wahrscheinlich hatte sie wieder diese Verspannungen, die sich alle zwei Wochen in Killerkopfschmerzen entluden. John-Marlon wünschte, er hätte ihr helfen können. Er hätte für sie die alten Leute herumhieven oder füttern und waschen können, statt zur Schule zu gehen. Denn das war es, was sie machte, alte Leute pflegen.

Es war überhaupt nicht einzusehen, fand John-Marlon, dass alte Leute in Berlin so dick und schwer waren. In Polen, wo seine Mutter als Kind gewohnt hatte, waren die alten Leute klein und dünn, das wusste er, weil sie manchmal seine Großeltern besuchten.

Aber in Polen verdiente man als Altenpfleger zu wenig. Vielleicht zahlten sie weltweit nach Kilogramm.

»Hattest du einen schönen Tag mit Papa?«, fragte John-Marlons Mutter und biss in eine Brotscheibe. Sie hatte vergessen, etwas draufzuschmieren.

»War okay«, sagte John-Marlon.

»Was habt ihr denn gemacht?«

»Wir ... wir waren im botanischen Garten«, sagte John-Marlon. »Und da hatten die Pflanzen alle diese langen Namen. *Morus* irgendwas für Maulbeerbaum. Die sehen aus,